Unterwegs

Hermann Hesse


VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget





Hermann Hesse, Unterwegs



Hermann Hesse

Unterwegs

Zweite vermehrte Auflage
mit dem Anhang „Zeitgedichte“

München 1915 bei Georg Müller

Vorfrühling

Der Föhn schreit jede Nacht,
Sein feuchter Flügel flattert schwer.
Brachvögel taumeln durch die Luft.
Nun schläft nichts mehr,
Nun ist das ganze Land erwacht,
Der Frühling ruft.

Bleib still, bleib still, mein Herz!
Ob auch im Blute eng und schwer
Die Leidenschaft sich rührt
Und dich die alten Wege führt —
Nicht jugendwärts
Gehn deine Wege mehr.

Februarabend

Bläulich dämmert am Hügel hinab zum See
Matten Schimmers im Schmelzen der weiche
Schnee,
In den Nebeln gestaltlos wie bleiche Träume
Schwimmen vielästige Kronen erstorbener Bäume.

Aber durchs Dorf, durch alle schlummernden Gassen
Wandelt der Nachtwind, schlendert lau und gelassen,
Rastet am Zaun und läßt in den dunklen Gärten
Und in den Träumen der Jugend Frühling werden.

Im Leide

Daß bei jedem Föhn
Vom Berg die Lawine rollt
Mit Sausen und Todesgetön —
Hat das Gott gewollt?

Daß ich ohne Gruß
Durch der Menschen Land
Fremd wandern muß,
Kommt das von Gottes Hand?

Sieht Er in Herzensnot
Und Qual mich schweben?
— Ach, Gott ist tot!
Und ich soll leben?

Frühling

Es fahren leise junge Wolken durchs Blaue,
Kinder singen und Blumen lachen im Gras;
Meine müden Augen, wohin ich schaue,
Wollen vergessen, was ich in Büchern las.

Wahrlich, alles Schwere, das ich gelesen,
Stäubt hinweg und war nur ein Winterwahn,
Meine Augen schauen erfrischt und genesen
Eine neue, erquellende Schöpfung an.

Aber was mir im eigenen Herzen geschrieben
Von der Vergänglichkeit aller Schöne steht,
Ist von Frühling zu Frühling stehen geblieben,
Wird von keinem Winde mehr weggeweht.

Der Dichter

Schöne Verse einer Dame zu Ehren,
Lustige Schwänke mit Worten, die silbern lachen,
Abenteuer und Fabeln will ich euch lehren
Von Helden, Frauen, Schwänen und bösen
Drachen.

Aber von jenen Dingen,
Die in der Nacht aus dumpfem Traum
Traurig und sehnlich steigen
Und von denen allein zu singen
Alle Saiten der Seele begehren,
Von denen will ich euch lehren
Zu schweigen.

Die sanfte Wiese

Die sanfte Wiese flieht
In einem runden Schwung zum Tal.
Oben ist alles noch kahl,
Im Grunde aber blüht Enzian
Und helles Primelgold.

Das rührt mich wie ein Lied
Mit Engelhänden an,
Ist wie ein Mädchenlied so licht und hold.
Schmerzen schweigen, das alte Leid
Sinkt in Traum und Vergessenheit
Für einen Tag,
Für einen Tag im Jahr.

O, es ist wunderbar,
Was der Frühling vermag.

Wanderschaft

Im Walde blüht der Seidelbast,
Im Graben liegt noch Schnee;
Das du mir heut geschrieben hast,
Das Brieflein tat mir weh.

Jetzt schneid ich einen Stab im Holz,
Ich weiß ein ander Land,
Da sind die Jungfern nicht so stolz
Der Liebe abgewandt.

Im Walde blüht der Seidelbast,
Kein Brieflein tut mir weh,
Und das du mir geschrieben hast,
Schwimmt draußen auf dem See,
Schwimmt draußen auf dem Bodensee,
Ja draußen auf dem See.

Frühling

Wieder schreitet er den braunen Pfad
Von den stürmeklaren Bergen nieder,
Wieder quellen, wo der Schöne naht,
Liebe Blumen auf und Vogellieder.

Wieder auch verführt er meinen Sinn,
Daß in dieser zart erblühten Reine
Mir die Erde, deren Gast ich bin,
Eigentum und holde Heimat scheine.

Erwachen

Stille Zeit kam träg geschlichen,
Alle Stürme schwiegen tief,
Alles Leid war ganz verblichen
Und die Seele schlief.

Aber heut bin ich erwacht
Tief in Finsternissen,
Ringsum dunkelte die Nacht.
Jäh emporgerissen
Aus der langen, lahmen Rast
Schlug mein Herz in banger Hast,
Hell aus langgeheilten Wunden
Brannten der Vergangenheit
Leidenschaften neu entbunden.
Seele, bist du nun erwacht?
Ist zu Ende Schlaf und Ruh?
Schau, sie steht zu neuem Leid,
Neuen Stürmen froh entschlossen
Und sie zittert, und sie lacht
Allen Himmelssternen zu,
Ihren seligen Genossen.

Melancholie

Mein Herz ist wie ein Kind.
Es muß bei Menschen hausen,
Muß Blumen haben und trautes Saitenspiel,
Solange die Sonne scheint.

Aber des Nachts, da muß es mit Grausen
Einsam gehen und ohne Ziel,
Wenn die Stürme wehn und der Regen rinnt
Und alles zittert und weint.

Dann muß ich lauschen, wie die Nacht
Tastend über die Städte fliegt,
Hinter Wolken verzweifelt lacht
Und sich in irren Liedern wiegt,
Und alles, was des Tags so freundlich steht,
In Qual und Krampf und Finsternis vergeht.

Kindlein im Frühling

So weiß im reichen Maienblust
Die schmucken Bäume stehen,
Es muß die ganze Blütenlust
Im nächsten Wind verwehen.

Auch deine jungen Tage, Kind,
Und deine Lustgebärden,
Sie müssen bald, so hold sie sind,
Verblühn und dunkel werden.

In Schmerzen nur und Dunkelheit
Wird süße Frucht geboren.
Doch ist sie reif, so war kein Leid
Und war kein Weh verloren.

Traum

Aus einem argen Traume aufgewacht
Sitz ich im Bett und starre in die Nacht.

Mir graut vor meiner eignen Seele tief,
Die solche Bilder aus dem Dunkel rief.

Die Sünden, die ich da im Traum getan,
Sind sie mein eigen Werk? Sind sie nur Wahn?

Ach, was der schlimme Traum mir offenbart,
Ist bitter wahr, ist meine eigne Art.

Aus eines unbestochenen Richters Mund
Ward mir ein Flecken meines Wesens kund.

Zum Fenster atmet kühl die Nacht herein
Und schimmert nebelhaft in grauem Schein.

O süßer, lichter Tag, komm du heran
Und heile, was die Nacht mir angetan!

Durchleuchte mich mit deiner Sonne, Tag,
Daß wieder ich vor dir bestehen mag!

Und mache mich, ob's auch in Schmerzen sei,
Vom Grauen dieser bösen Stunde frei!

Gondel

Bläue über dir und Sonnenglut,
Unter dir die ewig stille Flut.
Auf dem schmalen, leichtbewegten Kiel
Trägst du Saitenklang und Liebesspiel.

Schwarz und ernst sind deine leichten Wände.
Süß, solang das frohe Heute loht,
Süß und schattig ist der Traum vom Tod,
Von der Jugend und der Liebe Ende!

Meine jungen Jahre gleiten
Unbekannten Zielen zu
Durch beglänzte schöne Weiten,
Schlanke Gondel, rasch und leicht wie du.

Regennacht

Auf Dach und Simsen überall
Der stetig leise Tropfenfall
Und weit hinein ins dunkle Land
Sanft wie ein Schleier ausgespannt,
Der sich im Winde senkt und hebt
Und leblos ist und dennoch lebt.
Der Acker, der die Wolke zieht,
Der Himmel, der zur Erde strebt,
Das wogt und rinnt und klagt und bebt
In diesem stetig leisen Lied,
So wie ein tiefer Geigenklang
Geheimer Sehnsucht dunklen Drang
In Töne hüllt und weiterträgt
Und da und dort ein Herz bewegt,
Das nach demselben Heimwehland
Sich sehnend keine Worte fand.
Und was nicht Wort, nicht Geige sagt,
Wird Ton und schwillt zu stiller Macht
Im stetig leisen Wiegetakt
Der windbewegten Regennacht;
Die nimmt, was klaglos rang und litt,
In ihre dunklen Lieder mit.

Landschaft

Wälder stehen, See und Land
Wie in alten Kinderzeiten,
Und es ruhen alle Weiten
Friedevoll in Gottes Hand.

Eine stille Stunde lang
Kann ich so verzaubert schauen,
Und es schläft der alte Drang
Und es schläft das alte Grauen.

Doch ich weiß: die jetzt gebannt,
Werden balde auferstehen,
Und ich muß im grünen Land
Als ein Gast und Fremdling gehen.

Nacht

Ich habe meine Kerze ausgelöscht;
Zum offenen Fenster strömt die Nacht herein,
Umarmt mich sanft und läßt mich ihren Freund
Und ihren Bruder sein.

Wir beide sind am selben Heimweh krank;
Wir senden ahnungsvolle Träume aus
Und reden flüsternd von der alten Zeit
In unsres Vaters Haus.

Elisabeth

I

Ich kann nicht mehr zufrieden sein,
Ich muß an allen meinen Tagen
Dein Bild in meiner Sehnsucht tragen,
Ich bin ja Dein.

Dein Auge hat in meinem Sinn
Den ahnungsvollen Strahl entzündet,
Der mir zu jeder Stunde kündet,
Daß ich Dein eigen bin.

Du aber, meiner Leidenschaft
In deiner Reinheit unbewußt,
Erblühest ohne mich in Lust
Und wandelst hoch und sternenhaft.

II

Die Jahre sind vergangen,
Und ob sie wohl gelangen,
Es waren Jahre ohne Dich.
Ich fand die Lust der Stunde
An mancher Frauen Munde,
Wenn ich sie nicht mit Dir verglich.

Der selige Liebesgarten,
Den ich mit bittrem Warten
Mein Leben lang so heiß begehrt,
Liegt mit verschloßner Pforte.
Ach, jedem Liebesworte
Hast Du mit strengem Blick gewehrt.

Nun wollen mir entgleiten
Die unbesorgten Zeiten
Und dunkler wird mein stiller Pfad.
Doch mag es noch geschehen,
Daß mir wie Frühlingswehen
In Deinem Bild die Jugend naht.

III

Weh, daß ich schon erwacht —
Das war ein Traum so licht und schön!
Nun steht im Fenster schwarz die Nacht
Und draußen weint der Föhn.

Wie lange, daß ich keine Nacht
An Dich gedacht,
Noch Deine lieben Augen sah!
Nun rufst Du wieder ferneher
Nach mir und bist mir heimlich nah
Und weinst und machst das Herz mir schwer.

Wo denn, in welcher fremden Stadt
Denkst Du an mich, der einsam steht
Und der nicht Glück, nicht Heimat hat
Als Dich, Elisabeth?

Resignation

Wer viele Wege durch die Welt gereist,
Dem liegt wohl wenig mehr daran,
Wohin am letzten Pfad der Zeiger weist.

Er weiß, die Pfade sind doch alle gleich.
Auch dieser führt — wie keiner es getan —
Ihn nicht in der Erfüllung Reich.

Er weiß, der Zeiger in der eignen Brust
Weist stets denselben steilen Weg hinan
Zu neuem Leid und keiner neuen Lust.

Windiger Tag im Juni ✓

Der See starrt wie Glas,
Am steilen Hügelhang
Weht silbern das dünne Gras.

Jammernd und todesbang
Schreit ein Kiebitz in der Luft,
Taumelt in zuckenden Bogen.

Vom anderen Ufer herübergeflogen
Kommt Sensengeläut und sehnlicher Wiesenduft.

Morgen

Da ich verschlafen lag
An Waldes grünem Rand,
Geschah ein leiser Schrei im Land,
Und da ich mir die Augen rieb,
War es schon heller Tag.

Vergangen ist mein Traum,
Mein schwerer Traum! Die Welt
Ist ringsum wohlbestellt
Und hat für mich und viele
Verlaufene Wanderer Raum.

O Tag, du junger Tag!
Dich darf ich noch durchmessen,
In dir die Zeit vergessen
Und mich und alles Schwere,
Das mir noch kommen mag.

Seeabend

Aus dem Wasser blickt die Nacht
Mir ins Aug, mein Ruder ruht;
Wieder ist ein Tag vollbracht —
Wieder einer, der mit lichten
Sonnenplänen ward begonnen!
Nacht, willst du den Toten richten?

Was mir tief im Sinne ruht,
Ist's ein Spiegel nur für Sonnen,
Oder hat es eigene Glut?
Wird mein Ruder eines Tags
Siegbekränzt den Abend grüßen,
Oder wird's zur Ruhe müssen
Feindverfolgt und müden Schlags?

Seelang stehn die welken Stunden
Eines langen Sommertags,
Halten einen Kranz gewunden.
Hundert Kränze solcher Art
Sah ich euch aus Händen sinken,
Händen, denen lang das Winken
Und das Kränzewinden ward.

Spruch

So mußt du allen Dingen
Bruder und Schwester sein,
Daß sie dich ganz umschlingen,
Daß du nicht scheidest Mein und Dein.

Kein Stern, kein Laub soll fallen —
Du mußt mit ihm vergehn!
So wirst du auch mit allen
Allstündlich herrlich auferstehn.

Liebeslied

Ich singe von deinem seidenen Schuh
Und von deinem rauschenden Kleid,
Ich träume dich jede Nacht, o du,
Meine Böse, mein Herzeleid!

Ich weiß keinen Namen als deinen,
Ich kann um keinen Schmerz
Und um keine Lust mehr weinen,
Als um dich allein, mein Herz.

Ich will kein Glück mehr kennen
Und keine andere Not,
Als um dich in Sehnsucht brennen —
O du, warum bist du tot?

Mittag im Boot

Das ist so süß wie Traum und Tod:
Von Glut und Stille müd und schwer
Zu ruhn in einem Fischerboot
Im herben Duft von Salz und Teer.
Der kurzen Pfeife Wolkenspiel
Folgt lang das Auge ohne Ziel,
Bis es gebannt und müde ruht
In blauer Mittagshimmelsglut.
Es segeln hoch in stetem Ziehn
Die losen, weisen Wolken hin,
Fernher mit kaum gehörtem Pfiff
Gibt Kunde seiner Fahrt ein Schiff.
Die Flut in träumerischem Spiel
Verlecht mit dumpfem Laut am Kiel,
Das schlaffe Segel feiert leer,
Die Netzeschnur schleift hinterher . . .
Und alles, was dich sonst bewegt,
Und alles, was in Glück und Weh
Dir irgendwann das Herz erregt,
Ruht tief und schlummert in der See;
Dein Herz, so wild es sonst gebrannt,
Wird wieder still, wird wieder Kind,
Und ruht, wie Sonne, Meer und Wind,
In Gottes Hand.

In den Dünen

Eingewiegt vom tönenden Meere
Gleitest du still dein Leben zurück,
Fühlst verbraust dein wildestes Glück,
Fühlst erlöst deine tiefste Schwere.

Was dich einst wie Flamme verbrannte,
Was dich einst wie Zauber berückt,
Ferne liegt es verweht und zerstückt,
Spiel nur war es der Wellen im Sande.

Lächelnd siehst du vergangener Zeiten
Stürme verflogen und wartest still,
Ob dich dein Glück nun wiegen und hegen will
Oder zu neuen und wilderen Stürmen bereiten.

Im Grase hingestreckt

Im Grase hingestreckt
Lausch ich der Halme zartem Wald,
Der flüstert wirr und hat mir bald
Den Himmel fast verdeckt.

Es kommt die Zeit heran,
Da weiß ich nichts von Leide mehr.
Und schmerzt es heute noch so sehr,
Alsdann ist es vertan.

Dann kreist mein heißes Blut
Gekühlt und licht in Halm und Klee,
Und dieser Stunde grimmes Weh
Ist still, ist kühl, ist gut.

Den meine Sehnsucht spinnt,
Der Traum wird eine Blume sein.
In seinem Dufte schlaf ich ein,
Ein heimgekehrtes Kind.

Bootnacht

Der Tag ist um; schon wird die Ferne trüber,
Der glatte See erglänzt in schwerem Rot,
Geschmückte Barken gleiten mir vorüber,
Gesang wird laut... Wann rasten wir, mein Boot?

Das Lied vertönt. Mit langen Schatten bricht
Die frühe Nacht vom Hochgebirg herein.
Das letzte Schiff fährt mit Laternenlicht
Der Ferne zu... Mein Boot, wir sind allein.

Die Nacht wird kühl. Mich treibt es ohne Ruh
Dem rätselhaften Glanz der Firne zu.
Mit tastend leisem Finger pocht der Tod
An meinem Kiel... Was zitterst du, mein Boot?

Dorfkirchhof

So nahe lieget ihr beisammen
In eurem Garten, stille Schar.
Von eures Lebens grellen Flammen
Loht keine mehr. Das Glockenläuten
Will euch nicht Leid noch Lust bedeuten,
Noch Anklang dessen, was einst war.

Euch ist genug, daß in den Lüften
Hoch über euch der Flieder blüht
Und Sommernachts mit warmen Düften
Ob eurer Stätte festlich glüht.
Was noch an euch als Kraft, Begierde
Und unerlöster Drang gelebt,
Ist nun erlöst und frei und schwebt
Im Duft dahin als Spiel und Zierde.

Zu spät

Da ich in Jugendnot und Scham
Zu dir mit leiser Bitte kam,
Hast du gelacht
Und hast aus meiner Liebe
Ein Spiel gemacht.

Nun bist du müd und spielst nicht mehr,
Mit dunklen Augen blickst du her
Aus deiner Not,
Und willst die Liebe haben,
Die ich dir damals bot.

Ach, die ist lang verglommen
Und kann nicht wiederkommen —
Einst war sie dein!
Nun kennt sie keine Namen mehr
Und will alleine sein.

Nachtgefühl

Tief mit blauer Nachtgewalt,
Die mein Herz erhellt,
Bricht aus jähem Wolkenspalt
Mond und Sternenwelt.

Seele flammt aus ihrer Gruft
Lodernd aufgeschürt,
Da im bleichen Sternenduft
Nacht die Harfe rührt.

Sorge flieht und Not wird klein,
Seit der Ruf geschah.
Mag ich morgen nimmer sein,
Heute bin ich da!

Sommernacht

Tropfen sinken, die Luft ist bang.
Noch geht kein Wind.
Ein Trunkener singt die Straße entlang,
Sein Lied ist irr und schwach wie ein Kind.

Nun schweigt er ganz:
Der Himmel zerreißt
Und grell im blauweißen Glanz
Der Blitze die Straße gleißt.

Wie Getrabe von weißen Rossen
Rauscht Regen heran.
Alles Licht erlosch, alle Form zerrann,
Stürzende Wogen halten mich eingeschlossen.

Mückenschwarm

Viel tausend glänzende Punkte
Drängen sich gierig in Fieberwonnen
Zu zitternden Kreisen zusammen.
Verschwenderisch prassend
Eine eilig entgleitende Stunde lang
Rasen sie wild mit gellem Geräusch
In zuckender Lust dem Tod entgegen.

Untergegangene Reiche,
Deren goldbeladene Throne plötzlich und spurlos
In Nacht und Sage zerstoben,
Haben nie so wilde Tänze gekannt.

Julikinder

Wir Kinder im Juli geboren
Lieben den Duft des weißen Jasmin,
Wir wandern an blühenden Gärten hin
Still und in schwere Träume verloren.

Unser Bruder ist der scharlachene Mohn,
Der brennt in flackernden roten Schauern
Im Ährenfeld und auf den heißen Mauern,
Dann treibt seine Blätter der Wind davon.

Wie eine Julinacht will unser Leben
Traumbeladen seinen Reigen vollenden,
Träumen und heißen Erntefesten ergeben,
Kränze von Ähren und rotem Mohn in den Händen.

Nachtgang

Wohin? Wohin?
Lau schläft am See die weiche Nacht
Und hat im weiten Lande
Wald, Strom und Menschen müd gemacht.

Ein Tönen ist erklungen
Aus dumpfen Erdentiefen her
Und hat sich zart erschwungen
Ins Reich der Luft und tönet
Wie Harfen zart und Glocken schwer.

Wohin? Wohin?
Mich hat ein Ton gerufen
Aus dumpfen Erdentiefen her,
Führt über dunkle Stufen
Empor und sehnlich weiter,
Nun schwingt er aus und tönt nicht mehr.

Ein Nachtgevögel rauschet
Vorüber und schlägt mit den Flügeln.
Schon schmilzt es über den Hügeln
Ins dunkle Schweigen, und rauschet
Und fragt und lockt nicht mehr.

Sommerwanderung

Weites, goldenes Ährenmeer
Wogt im Wind auf reifen Stengeln.
Hufbeschlag und Sensendengeln
Klingen fern vom Dorfe her.

Warme, düfteschwere Zeit!
Zitternd in der Sonne Gluten
Wiegen sich die goldnen Fluten
Reif und schon zum Schnitt bereit.

Fremdling, der ich ohne Pfad
Suchend pilgere auf Erden,
Werd ich reif erfunden werden,
Wenn auch mir der Schnitter naht?

Abendwolken

Was so ein Dichter sinnt und treibt,
Sich Reim und Vers ins Büchlein schreibt,
Manch einem scheint es ohne Kern,
Doch Gott versteht's und duldet's gern.

Er selber, der die Welt ermißt,
Zuzeiten auch ein Dichter ist,
Und wenn das Abendläuten ruft,
Greift er wie träumend in die Luft,
Baut sich zum Feierabendspiel
Zartgoldene Wölklein schön und viel,
Läßt sie an Bergesrändern säumen
Und rot im Abendglanz erschäumen.
Und manche, die ihm wohl gelang,
Die leitet er und hütet lang,
Daß sie, die fast aus nichts gemacht,
Am Himmel ruht und selig lacht.
Und die nur Tand und Reimwerk schien,
Wird nun ein Zauber und Magnet
Und zieht der Menschen Seelen hin
Zu Gott in Sehnsucht und Gebet.
Der Schöpfer lächelt und erwacht
Vom kurzen Traum, das Spiel verglüht,
Und aus der kühlen Ferne blüht
Herauf die friedevolle Nacht.

Nur daß aus Gottes reiner Hand,
Sei's auch im Spiel, jedwedes Bild
Vollkommen, schön und selig quillt,
Wie es kein Dichter je erfand.
Mag denn dein irdisch Lied bedeuten
Ein schnell vertönend Abendläuten,
Darüber hin, im Licht entbrannt,
Die Wolken wehn aus Gottes Hand.

Vergiß es nicht!

Es ist kein Tag so streng und heiß,
Des sich der Abend nicht erbarmt,
Und den nicht gütig, lind und leis
Die mütterliche Nacht umarmt.

Auch du, mein Herz, getröste dich,
So heiß dein Sehnen dich bedrängt,
Die Nacht ist nah, die mütterlich
In sanfte Arme dich empfängt.

Es wird ein Bett, es wird ein Schrein
Dem ruhelosen Wandergast
Von fremder Hand bereitet sein,
Darin du endlich Ruhe hast.

Vergiß es nicht, mein wildes Herz,
Und liebe sehnlich jede Lust
Und liebe auch den bittern Schmerz,
Eh du für immer ruhen mußt.

Es ist kein Tag so streng und heiß,
Des sich der Abend nicht erbarmt,
Und den nicht gütig, lind und leis
Die mütterliche Nacht umarmt.

Feierabend

Das ist das Glück: am Feierabend müd
Im Bänklein sitzen und ins Weite lauschen,
Wo am Gebirg der Abendglast verglüht
Und ferne Ströme ihren Frieden rauschen.

Hinträumend wandelt in die alten Zeiten
Und scheu dein stillgewordner Wunsch zurück
Zu lang verglühten Träumen, Wonnen, Leiden
Und Jugendhoffnungen . . . Das war das Glück.

Morgen

Nun lockt mich keine Liebesnacht
Und kaum ein voller Becher mehr,
Ich bin aus Nacht und Ungefähr
Zum grimmen Tag erwacht.

Die roten Fackeln sind verbrannt,
Der Morgen schaut mir ins Gesicht,
Und das gewohnte Vaterland
Ist meine Heimat nicht.

Was Menschen reden, tönt mir nun
Wie aus versunkenen Städten her;
Was sie da unten sind und tun,
Ist meine Welt nicht mehr.

Aus dumpfem Leid und Freudenschwall
Klärt sich mein Wille rein und kalt.
Was gestern Spiel und Ungestalt,
Ist heute Form, Gesetz, Kristall.

Der Dichter

Nur mir dem Einsamen
Scheinen des Nachts die unendlichen Sterne,
Rauscht der steinerne Brunnen sein Zauberlied,
Mir allein, mir dem Einsamen
Ziehen die farbigen Schatten
Wandernder Wolken Träumen gleich übers Gefild.
Nicht Haus noch Acker ist,
Nicht Wald noch Jagd noch Gewerb mir gegeben,
Mein ist nur, was keinem gehört,
Mein ist stürzender Bach hinterm Waldesschleier,
Mein das furchtbare Meer,
Mein der spielenden Kinder Vogelgeschwirre,
Träne und Lied einsam Verliebter am Abend.
Mein auch sind die Tempel der Götter, mein ist
Der Vergangenheit ehrwürdiger Hain.
Und nicht minder der Zukunft
Lichtes Himmelsgewölbe ist meine Heimat:
Oft in Flügen der Sehnsucht stürmt meine Seele
empor,
Seliger Menschheit Zukunft zu schauen,
Liebe, Gesetz besiegend, Liebe von Volk zu Volk.
Alle find' ich sie wieder, edel verwandelt:
Landmann, König, Händler, emsiges Schiffervolk,
Hirt und Gärtner, sie alle

Feiern dankbar der Zukunft Weltfest.
Einzig der Dichter fehlt,
Er, der vereinsamt Schauende,
Er, der Menschensehnsucht Träger und bleiches Bild,
Dessen die Zukunft, dessen die Welterfüllung
Nimmer bedarf. Es welken
Viele Kränze an seinem Grabe,
Aber verschollen ist sein Gedächtnis.

Sommers Ende

Gleichtönig, leis und klagend rinnt
Den lauen Abend lang der Regen,
Hinweinend wie ein müdes Kind
Der nahen Mitternacht entgegen.

Der Sommer, seiner Feste müd,
Hält seinen Kranz in welken Händen
Und wirft ihn weg — er ist verblüht —
Und neigt sich bang und will verenden.

Auch unsre Liebe war ein Kranz
Auflodernd heißer Sommerfeste,
Nun löst sich sacht der letzte Tanz,
Der Regen stürzt, es fliehn die Gäste.

Und eh wir der verwelkten Pracht
Und der erloschenen Glut uns schämen,
Laß uns in dieser ernsten Nacht
Von unsrer Liebe Abschied nehmen.

Strom im indischen Urwald ✓

Seit tausend Jahren fließt er durch den Wald
Und sieht der nackten, braunen Menschen Hütten
Aus Holz und Rohrgeflecht erstehen und vergehn.
Sein braunes Wasser wälzt im lauen Schwall
Laub und Geäst und dunklen Urwaldschlamm
Und gärt im glühend steilen Sonnenbrand.
Nachts kommt der Tiger und der Elefant
Und badet lärmend seine schwülen Kräfte
Und brüllt in dumpfer Wollust durch das Dunkel.
Am Ufer rauscht im trüben Schlamm und Rohr
Das schwere Krokodil, heut wie vor tausend
Und hunderttausend Jahren; scheu und schlank
Bricht durch das Schilf der wilde Jaguar.
Hier leb ich stille Tage hin im Wald
In röhrener Hütte und auf leichtem Einbaum,
Und selten rührt ein Klang der Menschenwelt
Verschlafene Erinnerungen wach.

Am Abend aber, wenn die rasche Nacht
Sich feindlich naht, steh ich am Fluß und lausche,
Und höre da und dort und fern und nah
Gesang von Menschenstimmen in der Nacht.
Das sind die Fischer und die Jäger, die
Im leichten Boot der Abend überrascht
Und denen kindlich tiefe Furcht das Herz erschüttert,

Furcht vor der Nacht und vor dem Krokodil
Und vor den Geistern der verstorbnen Brüder,
Die nachts sich regen überm schwarzen Strom.
Fremd ist das Lied und mir kein Wort vertraut,
Und klingt mir doch nicht anders als daheim
Am Rhein und Neckar mir ein Abendlied
Der Fischer oder Mägde klingt: ich atme Furcht
Und atme Sehnsucht, und der wilde Wald
Und fremde dunkle Strom ist mir wie Heimat,
Weil hier wie allerorts, wo Menschen sind,
Sich zage Seelen ihren Göttern nähern,
Den Schreck der Nacht beschwörend durch ein Lied.

Heimkehrend in der Hütte kargen Schutz
Leg ich mich nieder, ringsum Wald und Nacht
Und gläsern schrillender Zikadensang,
Bis mich der Schlaf entführt und bis der Mond
Die bange Nacht mit kühlem Schimmer tröstet.

September

Herbst will es werden allerwärts.
Ob Astern auch und Georginen
Im Garten glühn mit Freudemienen,
Sie tragen doch geheimen Schmerz.

Die Abendberge träumen nun
So gold und rot am blauen Bande,
Als wär es rings im weiten Lande
Um lauter Glanz und Lust zu tun.

Auch meine Träume schmücken sich
Und summen liebe Jugendweisen
Und tun bekränzte Heimatreisen
Und blicken still und feierlich.

Und dennoch weiß mein tiefster Sinn:
Von meines Lebens Sonnenzeiten
Ist wieder eine im Entgleiten
Und heute, morgen schon dahin.

Mittag im September

Es hält der blaue Tag
Für eine Stunde auf der Höhe Rast.
Sein Licht hält jedes Ding umfaßt,
Wie man's in Träumen sehen mag:
Daß schattenlos die Welt,
In Blau und Gold gewiegt,
In lauter Duft und reifem Frieden liegt.

— Wenn auf dies Bild ein Schatten fällt! —

Kaum hast du es gedacht,
So ist die goldene Stunde
Aus ihrem leichten Traum erwacht,
Und bleicher wird, indes sie stiller lacht,
Und kühler wird die Sonne in der Runde.

Venedig

In mildem Takt ein leiser Tropfenfall,
Ein klirrend schwaches Tönen im Kanal,
Sonst nichts — sonst keiner Gondel rascher Kiel,
Kein Schritt, kein Wort, kein nächtlich Lautenspiel,
Kein Ruf, kein fernster Laut, kein Vogelschrei!
Mir ist in meinem kühlen Bett, ich sei
Fern, märchenfern an einer Insel Strand
Allein und abgetrennt von jedem Land,
Das Menschen trägt und Menschenlaute kennt.
Und Dunkelheit! Nicht Stern, nicht Mondlicht
trennt
Der Dächer Umriß in der schwarzen Welt,
Die vor den Fenstern stumme Wache hält.
Wo bin ich doch? Vielleicht in einem Wald,
Wo jedes Blattes Fall im Moos verhallt.
Vielleicht gebannt in einem Märchenschloß,
Wo ehmals Leben, Licht und Jugend sproß
Und nun um Schläfer ohne Lust noch Leid
Hinflutet Dunkel — Sage — Ewigkeit.
Vielleicht in eines Grabes engem Schacht,
Umhegt von Einsamkeit — Vergessen — Nacht.
Aus jener Welt, die ich vordem gekannt,
Wie kam ich doch in dieses stumme Land,
Das so geheimnisvoll und nachtbeschwert

Sich dehnt und jedes kleinsten Tons entbehrt?
Ich weiß nichts mehr davon. Allein ich weiß:
Nicht lang, so wird ein schmales Pförtlein gehn
Und eine schöne Frau verschämt und heiß
Im regenschweren Mantel bei mir stehn
Und wird mich küssen . . . Mit verschlafnem Ton
Knarrt eine Tür. Prinzessin, kommst du schon?

Leise wie die Gondeln...

Leise wie die Gondeln auf den klaren
Morgenleuchtenden Kanälen fahren,
Also wiegt im blauen Meer der Tage
Unsrer Liebe ungestörte Wage,
Also gleiten leicht und ohne Ende
Uns die Stunden durch die lassen Hände:
Eine, die von Lustgelächter funkelt,
Eine, die in Liebesdämmer dunkelt,
Eine, die von Liedern überflutet,
Eine, die sich lautlos süß verblutet.
Schweigend ruhen wir und staunend sehen
Wir die Schönen auf und unter gehen,
Rudertropfen von den Händen wischend,
Unsre Finger schwesterlich vermischend,
Selten nur nach einem Kuß verlangend,
Diesen schweigsam gebend und empfangend...
Also gleiten leicht und ohne Ende
Stunden uns und Tage durch die Hände.

Herbstbeginn

Der Herbst streut weiße Nebel aus,
Es kann nicht immer Sommer sein!
Der Abend lockt mit Lampenschein
Mich aus der Kühle früh ins Haus.

Bald stehen Baum und Garten leer,
Dann glüht nur noch der wilde Wein
Ums Haus, und bald verglüht auch der,
Es kann nicht immer Sommer sein.

Was mich zur Jugendzeit erfreut,
Es hat den alten frohen Schein
Nicht mehr und freut mich nimmer heut —
Es kann nicht immer Sommer sein.

O Liebe, wundersame Glut,
Die durch der Jahre Lust und Mühn
Mir immer hat gebrannt im Blut —
O Liebe, kannst auch du verglühn?

Glück

Solang du nach dem Glücke jagst,
Bist du nicht reif zum Glücklichsein
Und wäre alles Liebste dein.

Solang du um Verlornes klagst
Und Ziele hast und rastlos bist,
Weißt du noch nicht, was Friede ist.

Erst wenn du jedem Wunsch entsagst,
Nicht Ziel mehr noch Begehren kennst,
Das Glück nicht mehr mit Namen nennst,

Dann reicht dir des Geschehens Flut
Nicht mehr ans Herz, und deine Seele ruht.

Die Nacht

Die Nacht ist mir so nah bekannt,
Wir können unsre Gedanken lesen,
Wir haben dasselbe Vaterland,
Wir sind vorzeiten Geschwister gewesen.

Und abermal um eine Zeit
Da wird sie mich so ganz umfangen!
Sie nickt, sie streichelt meine Wangen
Und fragt: Bist du bereit?

Drüben

Drüben überm Berge
Streut sein Licht der fahle Mond,
Dort in ewiger Mondesnacht
Meine tote Jugend wohnt.

Drüben überm Berge
Bei dem Grab der Königin
Geht verhärmt im Geisterschritt
Meine tote Liebe hin.

Drüben überm Berge,
Wo die kühlen Tempel sind,
Schluchzt vor meinen toten Göttern
Ein verirrt Gebet im Wind.

Berge in der Nacht

Der See ist erloschen,
Schwarz schläft das Ried,
Im Traume flüsternd.
Ungeheuer ins Land gedehnt
Drohen die hingestreckten Berge.
Sie ruhen nicht.
Sie atmen tief, und sie halten
Einer den andern an sich gedrückt.
Tief atmend,
Mit dumpfen Kräften beladen,
Unerlöst in verzehrender Leidenschaft.

Trost

Wieviel gelebte Jahre
Sind hin und hatten keinen Sinn,
Nichts das ich mir bewahre,
Nichts des ich fröhlich bin.

Unendliche Gestalten
Hat mir der Strom herangerollt;
Ich durfte keine halten,
Es blieb mir keine hold.

Doch ob sie mir entgleiten,
Mein Herz fühlt tief und rätselhaft
Weit über alle Zeiten
Des Lebens Leidenschaft.

Die hat nicht Sinn noch Ziele,
Weiß alles nah und alles weit
Und macht, ein Kind im Spiele,
Den Augenblick zur Ewigkeit.

Baum im Herbst

Noch ringt verzweifelt mit den kalten
Oktobernächten um sein grünes Kleid
Mein Baum. Er liebt's, ihm ist es leid,
Er trug es fröhliche Monde lang,
Er möchte es gern behalten.

Und wieder eine Nacht, und wieder
Ein rauher Tag. Der Baum wird matt
Und kämpft nicht mehr und gibt die Glieder
Gelöst dem fremden Willen hin,
Bis der ihn ganz bezwungen hat.

Nun aber lacht er golden rot
Und ruht im Blauen tief beglückt.
Da er sich müd dem Sterben bot,
Hat ihn der Herbst, der milde Herbst
Zu neuer Herrlichkeit geschmückt.

Spaziergang

Rotästige Föhren,
Birken silbern und zier,
Schweigsame Buchen,
Sagt, leidet auch ihr?

Und ihr, atmende Blumen
Im summenden Bienensang,
Ist denn auch euer Leben
So dunkel und bang?

Unterwegs

Und da ich über Wolken hoch am Berg
In leichten Lüften schritt und stieg,
Tat sich das Reich der Toten vor mir auf:
Von tausend fernen Ahnen ein Gewölk,
Ein Flimmerblitz unzähliger Geister.
Und wunderlich ergriff mich die Erkenntnis,
Daß ich kein Einzelner, kein Fremder bin,
Daß meine Seele, meiner Augen Blick,
Mein Mund und Ohr und meiner Schritte Takt
Nicht neu und nicht mein Eigen sind,
Auch nicht mein Wille, der mir Herr erschien.

Ein Strahl bin ich des Lichts, ein Blatt am Baum
Unzähliger Geschlechter, deren frühe Völker
In Wäldern lebten und auf Wanderung,
Und andrer, die von Krieg zu Krieg getobt,
Und wieder andrer, deren Wohnungen
Von Edelholz und Gold und Schmuck gebaut
In schönen Städten wundersam erglänzten.
Von ihnen her bis auf den stillen Blick,
Den meine Mutter hatte, die mir starb,
Ist alles nur ein unentrinnbar sichrer Weg
Zu mir gewesen, und derselbe Weg
Führt von mir weg in uferlose Zeiten

Zu Menschen, deren ferner Ahn ich bin
Und deren Leben meines in sich schließt.

Und da ich über Wolken hoch am Berg
In leichten Lüften schritt, ward mir mein Leben,
Mein schauend Auge und mein schlagend Herz
Ein köstlich Lehen, das ich dankbar trug,
Doch dessen Wert und Schönheit mir nicht eignet
Und darum nicht vergeht.
Und leise flog
Die kühle Höhenluft mir um die Stirn.

Wolken

Wolken, leise Schiffer, fahren
Über mir und rühren mich
Mit den zarten, wunderbaren
Farbenschleiern wunderlich.

Aus der blauen Luft entquollen,
Eine farbig schöne Welt,
Die mich mit geheimnisvollen
Reizen oft gefangen hält.

Leichte, lichte, klare Schäume,
Alles Irdischen befreit,
Ob ihr schöne Heimwehträume
Der befleckten Erde seid?

Bergnacht

Wie der Sterne große Schar
Sich im blauen Dunkel weitet
Und die Seele wunderbar,
Die so tief in Schmerzen war,
In das Land des Friedens leitet!

Tiefer atmet meine Brust
Deine selig reinen Wellen,
Klare Nacht! Und unbewußt
Füllt mein Herz aus tiefen Quellen
Sich mit neuer Lebenslust.

Ringsum trugen nah und weit
Menschen ihre schweren Lasten.
Leise hast du sie befreit,
Sorge, Leidenschaft und Streit
Ausgelöscht. Sie dürfen rasten.

Ernste Stille, heilige Ruh,
Fürder durch des Lebens Wirre
Leite meine Wege du,
Führe mich durch Kampf und Irre
Den erlösten Brüdern zu!

Oktober

In ihrem schönsten Kleide
Stehn alle Bäume gelb und rot,
Sie sterben einen leichten Tod,
Sie wissen nichts von Leide.

Herbst, kühle mir das heiße Herz,
Daß es gelinder schlage
Und still durch goldene Tage
Hinüberspiele winterwärts.

Abschied

Verblühte Malven stehen
Den Gartenweg entlang,
Rosenblätter verwehen;
In einer fernen Laube
Tönt Laute und Gesang.

„Wir wollen nimmer reden,
„Die Worte sind so schwer.
„Da nimm von den Reseden
„Noch einen Strauß zur Reise,
„Bald gibt es keine mehr."

Nun ist sie weggegangen
Mit ihrem leichten Schritt
Und nimmt auf ihren Wangen
Mir alle meine Rosen
Und meinen Sommer mit.

Allein

Es führen über die Erde
Straßen und Wege viel,
Aber alle haben
Das selbe Ziel.

Du kannst reiten und fahren
Zu zwein und zu drein,
Den letzten Schritt mußt du
Gehen allein.

Drum ist kein Wissen
Noch Können so gut,
Als daß man alles Schwere
Alleine tut.

Wir leben hin . . .

Wir leben hin in Form und Schein
Und ahnen nur in Leidestagen
Das ewig wandellose Sein,
Von dem uns dunkle Träume sagen.

Wir freuen uns an Trug und Schaum,
Wir gleichen führerlosen Blinden,
Wir suchen bang in Zeit und Raum,
Was nur im Ewigen zu finden.

Erlösung hoffen wir und Heil
In wesenlosen Traumesgaben —
Da wir doch Götter sind und Teil
Am Urbeginn der Schöpfung haben!

Schlaflosigkeit

Ich kann nicht schlafen. Das Sternenlicht
Macht alle Fenster blau. Die Nacht
Schaut mir so furchtbar ins Gesicht
Und wacht, und wacht.

Die Stunden gehen ohne Sinn
Hinab, hinweg ins andere Land,
An dessen namenlosem Strand
Ich bald auch bin.

Morgen, morgen, da will mein Herz
Wieder leben und unbedacht
Sich erlaben an Lust und Schmerz
Bis in die Nacht.

Morgen, ach, da leb ich nicht mehr,
Da bin ich schon drüben am bleichen Strand;
Schlummer winkt mir von ferne her,
Vom anderen Land.

Auf einem nächtlichen Marsch

Sturm und schräger Regenstrich,
Schwarze Felderweite,
Wolkenschatten feierlich
Geben uns Geleite.

Plötzlich aus erhelltem Schacht
Dunkler Wolkenhänge
Blickt die monderfüllte Nacht
Still in das Gedränge.

Himmelsinseln blauen rein,
Strenge Sterne grüßen,
Wolkenrand im Mondesschein
Wallt in Silberflüssen.

Seele, Seele, sei bereit!
Ferne Brüder rufen
Aus der Finsternis der Zeit
Dich zu goldnen Stufen.

Seele, nimm das Zeichen an,
Bade dich im Weiten!
Gott wird deine dunkle Bahn
Noch zum Lichte leiten.

Entschluß

Ich will nicht länger in dem Dunkel tasten,
Das meinen Fragen keine Antwort hat;
Ich will mich endlich still von dieser Statt
Des Grauens trennen und auch einmal rasten.

Wie viele Tage ging ich ein und aus
Und suchte heim und fand nur wirre Gänge
Und suchte Licht und fand nur finstre Enge,
Ein eingesperrtes Kind im dunklen Haus.

Mir ist, ich sähe einen fernen Schein
Des Lichtes durch die Finsternis mir tagen.
Das Grauen weicht, der Boden will mich tragen
Dem fernen Licht entgegen und hinein.

Globetrotter

Wieder mit geraffter Schleppe
Eine fremde blasse Frau
Auf der steilen Landungstreppe,
Und dahinter kühl und blau
Fremder Himmel, Meeresweite,
Möwenflug und frischer Wind,
Felsgebirge steil zur Seite,
Das im Licht verrinnt.
Wartend stehn wir am Geländer,
Niemand, der uns Abschied winkt,
Fahnen wehn und Farbenbänder,
Grelle Blechmusik erklingt.
Taue fallen — sieh, wir fahren!
Und das lichte Land entweicht,
Frische Seeluft in den Haaren
Und im Schleier streicht.
Unten klingen Heimatlieder,
Hundert helle Tücher wehn;
Ohne Lächeln sehn wir wieder,
Was wir oft gesehn.
Kellner eilen, Sprachen schwirren,
Flüche drohen, Schlösser klirren;
Dort verstauen die Matrosen
Das Gepäck der Heimatlosen.

Böse Zeit

Nun sind wir still
Und singen keine Lieder mehr,
Der Schritt wird schwer;
Das ist die Nacht, die kommen will.

Gib mir die Hand,
Vielleicht ist unser Weg noch weit.
Es schneit, es schneit!
Hart ist der Winter im fremden Land.

Wo ist die Zeit,
Da uns ein Licht, ein Herd gebrannt?
Gib mir die Hand!
Vielleicht ist unser Weg noch weit.

Auf Wanderung
(Dem Andenken Knulps)

Sei nicht traurig, bald ist es Nacht,
Da sehn wir über dem bleichen Land
Den kühlen Mond, wie er heimlich lacht,
Und ruhen Hand in Hand.

Sei nicht traurig, bald kommt die Zeit,
Da haben wir Ruh. Unsre Kreuzlein stehen
Am hellen Straßenrande zu zweit,
Und es regnet und schneit,
Und die Winde kommen und gehen.

Wohl lieb ich die finstre Nacht

Wohl lieb ich die finstre Nacht;
Oft aber, wenn sie also bleich
Und düster wie aus Schmerzen lacht,
Graut mir vor ihrem argen Reich
Und ich sehne mich, die Sonne zu schauen
Und lichterfüllte Wolken im Blauen,
Um warm in glänzenden Tagesräumen
Von der Nacht zu träumen.

In Weihnachtszeiten

In Weihnachtszeiten reis' ich gern
Und bin dem Kinderjubel fern
Und geh in Wald und Schnee allein.

Und manchmal, doch nicht jedes Jahr,
Trifft meine gute Stunde ein,
Daß ich von allem, was da war,
Auf einen Augenblick gesunde
Und irgendwo im Wald für eine Stunde
Der Kindheit Duft erfühle tief im Sinn
Und wieder Knabe bin . . .

Schicksal

Wir sind in Zorn und Unverstand,
Wie Kinder tun, geschieden
Und haben uns gemieden,
Von blöder Scham gebannt.

Die Jahre gingen drüber her
Mit Reuen und mit Warten.
In unsern Jugendgarten
Führt keine Straße mehr.

Zeitgedichte

Das Erlebnis
(September 1914)

Heute ist's nicht kleiner Kreis,
Dem ich mich verwebe,
Dem ich es zu danken weiß,
Daß ich neu und tiefer lebe.

Länder beben unterm Tritt
Reisiger Millionen,
Unsre Herzen beben mit,
Lauschen angstvoll den Kanonen.

Aber ob auch jeder Tag
Hunderte verschlinge,
Ungeheurer Wellenschlag
Hebt uns aus der Welt der Dinge.

Hebt uns alle zu der Welt
Männlichster Gedanken.
Diese soll, ob alles fällt,
Nimmer in uns wanken!

Denken an den Freund bei Nacht
(September 1914)

Früh kommt in diesem bösen Jahr der Herbst ...
Ich geh bei Nacht im Feld, allein, den Wind am
Hut,
Der Regen klirrt ... Und du? Und du, mein Freund?

Du stehst — vielleicht — und siehst den Sichelmond
Im kleinen Bogen über Wälder gehn
Und Biwakfeuer rot im schwarzen Tal.
Du liegst — vielleicht — im Feld auf Stroh und
schläfst
Und über Stirn und Waffenrock fällt kalt der Tau.
Kann sein, du bist zu Pferde diese Nacht,
Vorposten, spähend unterwegs, Revolver in der
Faust,
Flüsternd und lächelnd mit dem müden Gaul.
Vielleicht — ich denk mir's so — bist du die Nacht
In einem fremden Schloß und Park zu Gast
Und schreibst bei Kerzenlicht an einem Brief,
Und tippst am Flügel im Vorübergehn
Auf klingende Tasten ...

— Und vielleicht
Bist du schon still, schon tot, und deinen lieben
Ernsthaften Augen scheint der Tag nicht mehr,

Und deine liebe, braune Hand hängt welk,
Und deine weiße Stirne klafft — — o hätt ich,
Hätt ich dir einmal noch, am letzten Tag,
Hätt ich dir etwas noch gezeigt, gesagt
Von meiner Liebe, die zu schüchtern war!

Du kennst mich ja, du weißt ... Und lächelnd nickst
Du in die Nacht vor deinem fremden Schloß,
Und nickst auf deinem Pferd im nassen Wald,
Und nickst im Schlaf auf deiner harten Streu,
Und denkst an mich und lächelst.

Und vielleicht,

Vielleicht kommst du einmal vom Krieg zurück,
Und eines Abends trittst du bei mir ein,
Man spricht von Longwy, Lüttich, Dammerkirch,
Und lächelt ernst, und alles ist wie einst,
Und keiner sagt ein Wort von seiner Angst,
Von seiner Angst und Zärtlichkeit bei Nacht im Feld,
Von seiner Liebe. Und mit einem Witz
Schreckst du die Angst, den Krieg, die bangen Nächte,
Das Wetterleuchten scheuer Männerfreundschaft,
Ins kühle Nie und Nimmermehr zurück.

Bhagavad Gita
(September 1914)

Wieder lag ich schlaflos Stund um Stund,
Unbegriffenen Leids die Seele voll und wund.

Brand und Tod sah ich auf Erden lodern,
Tausende unschuldig leiden, sterben, modern.

Und ich schwor dem Kriege ab im Herzen
Als dem blinden Gott sinnloser Schmerzen.

Sieh, da klang mir in der Stunde trüber
Einsamkeit Erinnerung herüber,

Und es sprach zu mir den Friedensspruch
Ein uraltes indisches Götterbuch:

„Krieg und Friede, beide gelten gleich,
Denn kein Tod berührt des Geistes Reich.

Ob des Friedens Schale steigt, ob fällt,
Ungemindert bleibt das Weh der Welt.

Darum kämpfe du und lieg nicht stille;
Daß du Kräfte regst, ist Gottes Wille!

Doch ob dein Kampf zu tausend Siegen führt,
Das Herz der Welt schlägt weiter unberührt."

Der Gärtner
(September 1914)

Mit einem weichen Schlag
Fällt die Kastanie ins gehäufte Laub
Und platzt und zeigt im grünen Schlitz
Die glänzend braune Frucht.

Die Malven hat der Sturm geknickt,
Es gibt noch einen Strauß zum nächsten Sieg . . .
Wo sind die Freunde jetzt? — Schweig still!

Ich will nach meinen Blumen sehn,
Bald tut es keiner mehr,
Den Boden lockern und die Samen sammeln.
Wie lacht das Obst im Laub! Die Amseln
Bekriegen sich im Ebereschenbaum,
Und alles strahlt im tiefen Himmelsblau.

Die Rosen glühn — die sind für euch,
Geliebte Tote! Ach, ihr liegt
In Elsaß eingescharrt, in Belgien,
Und ich — was soll mir Garten noch
Und Obst und Blumenglut, wer fragt nach Rosen
In dieser Zeit?

Mit Spaten, Bast und Messer
Pfleg ich sie dennoch, treuer noch als sonst.

Unschuldig spenden sie ihr rotes Blut
Und sterben leicht,
Und fragen nicht warum.

So wollen wir,
Bis man den letzten Landsturm ruft,
Das Unsre tun und unsre Blumen pflegen,
Ob nütz, ob unnütz, einerlei.
Es kommt die Zeit, da braucht man Rosen viel,
Und Kinder sind und Mädchen immer da.
Die Welt stirbt nicht, und über unsern Gräbern
Geht neue Jugend neuen Freuden nach.

Der mir der Liebste war, liegt tot in Frankreich.
Ihm pflanzt ich einen Baum,
Ein Eichenreis, und zog ein Gitter drum,
Sein dünner Schatten schwebt und wankt im Gras.
Und wenn ich seine Blätter spielen seh,
Und seh geschloßnen Blicks den großen Baum,
Den Baum, der sein wird, und ein Kindervolk,
Ein Liebespaar in seinem Schatten ruhn,
Da lacht in allem Jammer mir
Das Herz im Leibe, und ich seh den Baum
Des lieben deutschen Volkes hoch und grün
Aus tiefen Wurzeln tausendjährig steigen,
Und seine rauhen Äste stark und schön
Und voll von hundert frischen Kränzen

Für die, aus deren Blut er Wachstum trank.
O Baum, mein Baum, in deinen Ästen blüht
Mein liebster Traum, mein zärtlichster Gedanke,
Aus deiner Krone rauscht mir Friede her
Und Glück der Mannheit, die der Sturm nicht beugt,
In deinem Schatten lebt und stirbt sich gut,
Und deine Wurzeln bergen Ewigkeit.

Friede
(Oktober 1914)

Jeder hat's gehabt,
Keiner hat's geschätzt,
Jeden hat der süße Quell gelabt,
O wie klingt der Name Friede jetzt!

Klingt so fern und zag,
Klingt so tränenschwer,
Keiner weiß und kennt den Tag,
Jeder sehnt ihn voll Verlangen her.

Sei willkommen einst,
Erste Friedensnacht,
Milder Stern, wenn endlich du erscheinst
Überm Feuerdampf der letzten Schlacht.

Dir entgegen blickt
Jede Nacht mein Traum,
Ungeduldig rege Hoffnung pflückt
Ahnend schon die goldne Frucht vom Baum.

Sei willkommen einst,
Wenn aus Blut und Not
Du am Erdenhimmel uns erscheinst,
Einer guten Zukunft Morgenrot!

Schweizer Herbsttag
(Oktober 1914)

Für Augenblicke schweigt die Ferne mir,
Und alle Berge leuchten
Bläulich herüber aus der feuchten
Novemberluft in junger, weißer Zier.
Die blanken Gipfel stehen,
Wie ich in guter Zeit
Sie oft voll Lust gesehen
Und weit hinunter frisch verschneit.
Kein Mensch ringsum, die Herden sind im Tal,
Verlassene Weiden schweigen winterkahl.

Auf kühler Rast meß ich die Ferne
Mit ruhigem Blick, und sehe Abendblau,
Und ahne hinterm Grat die ersten Sterne,
Und wittre atmend nahen Reif und Tau —
Da mit dem Abendschauer
Kommt mir Erinnerung zurück
Und Zorn und Leid und tiefe Trauer —
Ade, mein Wanderglück!
Und wieder stehen meine Gedanken
Zitternd über dem fernen Kampf,
Atmen Brand, atmen Schlachtendampf,
Zittern mit tausend Verwundeten, Sterbenden,
Kranken,

Suchen mit verirrtem Gefühl
Liebe Brüder im Donner und Schlachtgewühl,
Hängen wie Kinder an guter Mutter Hand
Dankbar und bangend am lieben Vaterland.

November 1914

Wald läßt die Blätter sinken,
Talnebel hängen schwer,
Es hat der Strom kein Blinken,
Der Wald kein Rauschen mehr.

Da kommt der Sturm gepfiffen
Und schüttelt lichtes Haar
Und fegt mit festen Griffen
Das Land vom Nebel klar.

Er schont nicht Laub nicht Äste,
Nichts Hübsches ist ihm wert,
Der Vogel bangt im Neste,
Der Bauer friert am Herd.

Räum auf und brich in Scherben,
Was nimmer halten mag,
Und reiß aus Nacht und Sterben
Empor den lichten Tag!

Der Künstler an die Krieger
(Dezember 1914)

Nie begehr ich ein Gewehr zu tragen,
Nicht nach außen ist mein Sinn gewandt,
Laßt mich still in ungestörten Tagen
Bilden an den Werken meiner Hand.

Krieg und Opfer sind mir längst Vertraute,
Satter Friede war noch nie mein Ziel,
Seit ich meine ersten Träume schaute,
Seit der erste Schleier vor mir fiel.

Wunden trag ich, die kein Speer gerissen,
Und geopfert lag ich tausendmal,
Rang um Gott mit blutendem Gewissen,
Lag gefesselt in des Jammers Tal.

Heute nun, da die Geschütze krachen,
Fast vergeßnen Kriegsgotts Fahne glüht,
Seh ich Brüder, die mich sonst verlachen,
Froh zum Heldensinne aufgeblüht.

Die in finstrer Fron am Karren zogen,
Denen trüb ein feiges Wohlsein rann,
Alle sind dem Alltag jetzt entflogen,
Jeder ward ein Künstler, Held und Mann.

Manchem, dem vor kleinstem Abgrund graute,
Blicken jetzt die Augen schicksalshell;
Weil er hundertmal den Tod erschaute,
Fließt ihm tiefer nun des Lebens Quell.

Wem das Leben hoch wie euch gebrandet,
Dem ist heilig, was der Gott uns gibt —
Die ihr draußen in den Schlachten standet,
Seid mir Brüder nun und neu geliebt!

Der Dichter
(Dezember 1914)

Zu schönem Spiel und liebem Tand
Ist jetzt nicht Zeit.
Die Brüder stehn fürs Vaterland
Zum Tod bereit.

Doch Zeit ist's heut und jeden Tag
Zu höchstem Spiel,
Daß man sein Leben geben mag
Für fernes Ziel.

Und anders wird zum Sieg kein Streit,
Kein Tun zur Tat,
Als daß die Seele weltbefreit
Den Tod umfaht.

Tod im Felde
(Dezember 1914)

Sei du willkommen, frühe Nacht,
Die mich umfängt und müde macht,
Sei du willkommen, Bruder Tod!
Ich sehe Sterne scheinen,
Ach, meine Mutter wird weinen —
Nein, weine nicht, ich leide keine Not!

Du Fremder, der mich hingestreckt,
Nun liegst auch du von Nacht bedeckt
Im friedevollen Sternenschein,
Und unser Streit und Hassen
Muß in der Nacht verblassen,
Bald werden wir versöhnt und Brüder sein.

Nimm mich, du Welt, an deine Brust
Und ströme deine dunkle Lust
Noch einmal durch mein ängstlich Herz.
Wie sind wir irr gegangen
Und müssen doch gelangen
Zur Mutter alle heimatwärts.

Den Kindern
(Ende 1914)

Ihr wißt nichts von der Zeit,
Wißt nur, daß irgendwo im Weiten
Ein Krieg geschlagen wird,
Ihr zimmert Holz zu Schwert und Schild und
Speer
Und kämpft im Garten selig euer Spiel,
Schlagt Zelte auf,
Tragt weiße Binden mit dem roten Kreuz.
Und hat mein liebster Wunsch für euch Gewalt,
So bleibt der Krieg
Für euch nur dunkle Sage allezeit,
So steht ihr nie im Feld
Und tötet nie
Und fliehet nie aus brandzerstörtem Haus.

Dennoch sollt ihr einst Krieger sein
Und sollt einst wissen,
Daß dieses Lebens süßer Atem,
Daß dieses Herzschlags liebes Eigentum
Nur Lehen ist, und daß durch euer Blut
Vergangenheit und Ahnenerbe
Und fernste Zukunft rollt,
Und daß für jedes Haar auf eurem Haupt
Ein Kampf, ein Weh, ein Tod erlitten ward.

Und wissen sollt ihr, daß der Edle
In seiner Seele immer Krieger ist,
Auch der nie Waffen trug,
Daß jeden Tag ein Feind,
Daß jeden Tag ein Kampf und Schicksal wartet.
Vergeßt es nicht!
Gedenkt des Bluts, der Schlachten, der Zerstörung,
Auf denen eure Zukunft ruht,
Und wie auf Tod und Opfer Vieler
Das kleinste Glück sich baut.

Dann werdet ihr das Leben lodernder
Und werdet inniger einst den Tod umarmen.

Das Mädchen sitzt daheim und singt...

(Dezember 1914)

Du weißer Schnee, du kühler Schnee,
Fällst du im fernen Land
Meinem Schatz in die braunen Haare,
Meinem Schatz auf die liebe Hand?

Du weißer Schnee, du kühler Schnee,
Und hat er auch nicht kalt?
Sag, liegt er im weißen Felde
Oder liegt er im dunklen Wald?

Du weißer Schnee, du falscher Schnee,
Laß meinen Schatz in Ruh!
Was deckst du ihm denn die Haare
Und deckst ihm die Augen zu?

Du falscher Schnee, du weißer Schnee,
Er ist ja gar nicht tot;
Vielleicht er sitzt gefangen
Bei Wasser und bei Brot.

Vielleicht er kommt bald wieder,
Er kann schon draußen stehn,
Und ich muß mir die Tränen wischen,
Sonst kann ich ihn ja nicht sehn.

Einem im Felde gefallenen Freunde
(Anfang 1915)

Deine hellen Augen sind zugetan,
Dir brach die Nacht schon ein,
Dir brach der neue Weltengang schon an.

Doch du bist mein,
Ob auch die Sonne mir noch Mittag lacht,
Und ich bin dein
Und folge dir, wenn meine Zeit vollbracht,
In deine Nacht.

Und aus dem Schoß,
Der dich und mich verschlang,
Wächst neu und groß
In ewigem Lebensdrang
Der alten Heimat Geist empor.
Die Jugend wandelt licht in weiten Räumen
Und hört der Ahnen Chor
Als dunklen Quell im heiligen Berge träumen.

Sterbender Soldat

(Februar 1915)

Nur Sünde hab ich gekannt
Und Einsamkeit,
Mein Herz hat für niemand gebrannt
Seit der Kinderzeit.

Langsam ging mir der Tag
Und die Welt war leer,
Einsamer Stunden Schlag
Klang um mich her.

Heute verblut ich im Feld
Und bete voll Dank,
Segne die liebe Welt,
Bin nimmer krank.

Er, den ich einst gekannt,
Gott nickt mir zu,
Tut mir mit fester Hand
Die Augen zu.

Steht still und wunderbar
Meine Mutter im Feld,
Lang fließt ihr blondes Haar
Über mich und die Welt . . .

Den Daheimgebliebenen
(Februar 1915)

Feinde stehen kampfbereit
An des Reiches Grenzen;
Strahlend durch die trübe Zeit
Unsrer Heere Taten glänzen.

Feinde lagen auch genug
Uns im eignen Sinn verborgen,
Neid und Hader, Hohn und Trug,
Überschätzte Tagessorgen.

Wir, die noch zu Hause sind,
Wollen nicht bekümmert stehen,
Ferner Schlachten frischer Wind
Muß durch unsre Herzen wehen.

Jedem ist ein Feind bewußt
Lauernd in der eignen Seele —
Reißt den Schaden aus der Brust,
Daß er uns den Sieg nicht stehle!

Tief in unsern Herzen sei
Liebe tätig und Vertrauen,
Daß wir unsre Zukunft frei
Von verjährten Übeln schauen.

Daß ein Volk verjüngt und gut
Seiner Helden Siege preise
Und der wirren Völkerflut
Neue lichte Wege weise!

Frühling
(März 1915)

Am Waldrand tränen die Knospen,
Gelbe Blumen leuchten im fahlen Grün,
Liebesgezwitscher der Vögel
Taumelt trunken im lichten Gehölz,
Und die Kinder irren
Über die Wiesen den Primeln nach,
Singen künftigen Lebens
Wirr geahnte Bedrängnis in lallenden Lauten.

Aber wir Großen
Horchen scharf über den Bergesrand,
Wo der fernen Geschütze Feuer
Schwach und dumpf wie sterbender Pulsschlag zuckt.

Einmal wird Friede sein!
Einmal werden wir mit den Kindern
Kränze tragen zum ernsten Fest,
Kränze auf unvergessene Gräber,
Kränze zur Heimkehr denen,
Deren gebräunte Stirnen der Tod verschonte.
Kränze werden wir tragen
Und Friede wird sein
Im Geläute festlicher Glocken

Einmal — einmal —, und über die stillen Tausende
Wird sich gütig und lächelnd
Mit den vertieften Augen
Die unsterbliche Mutter neigen.

Frühlingsmittag
(März 1915)

Primeln quellen saftig im lichten Gekräut,
Amselweibchen lassen sich zögernd jagen,
Wiesen duften nach kommenden Veilchentagen,
Hinterm Wald irrt spielend ein helles Ziegengeläut.

Im Nachbargut kommt aus offenen Fenstern ein
Klang,
Schwillt herüber, Klavier und Mädchenstimme, und
zieht
Meine Sinne und Seele uralte Wege entlang,
Mitten im Frühlingsmittag ein Schubertlied.

All dies ist ewig und wird für immer bestehen,
Süßes Menschenlied und trunkener Bienenflug,
Knabengeheul im Wind von den fernen Alleen,
Primeln goldig im Gras und zärtlicher Wolkenzug.

All dies ist ewig, wird immerzu wiederkehren,
Wenn die Kanonen verbrummt und verrostet sind.
Spiele weiter und singe, sing, Nachbarkind,
Dieser lieben Erde und ihrem Frühling zu Ehren.

Im Frühling 1915
(April 1915)

Manchmal seh ich unsre Zeit so hell
Wie ein Auge aufgetan,
Aus zerschlagnem Wahn
Seh ich stürzen Quell um Quell,
Und von seinem Kreuz gestiegen
Den Erlöser groß und bleich
Über allen Kriegen
Predigen der Liebe ewiges Reich.

Manchmal seh ich nichts als schwarzen Haß,
Menschenleiber wutverbissen,
Schwache Seelen ohne Maß
In Verbrechen hingerissen,
Leid aus hohlen Augen stierend,
Und der arme Gott der Liebe irrt,
Ehe alles dunkel wird,
Übers Blutfeld bang und frierend.

Aber neue Blumen bringt
Unsre Wiese jeden Tag,
Amselschlag
Aus der Ulme süß und trunken schwingt,
Und die Welt weiß nichts von Morden,
Und die Welt ist Kind geworden,

Daß wir mit beklommenem Atem stehen
Und im duftend lauen Wehen
Angst und Leid und Tod nicht mehr verstehen.

Inhalt

(Nach den Gedichtanfängen geordnet)

Seite

Seite

Nachwort

Der vorliegende Band ist ein stark veränderter Neudruck meines Buches „Unterwegs", das bisher nur in einer kleinen Liebhaberauflage in den Handel gekommen war. Inzwischen ist bei Salzer in Heilbronn der kleine Band „Musik des Einsamen" erschienen, der meine neueren Gedichte enthält. Was in „Unterwegs" steht, liegt zeitlich früher als jenes Buch, mit einziger Ausnahme der Zeitgedichte.

H. H.

Dieses Werk wurde im Auftrage des Verlages Georg Müller in München bei Mänicke & Jahn in Rudolstadt gedruckt. Fünfundzwanzig Exemplare wurden auf van Gelder Bütten abgezogen und in der Presse numeriert.




Princeton University Library
32101 073301465

